

dtv

In den frühen Morgenstunden des 11. September 2001 brechen drei Männer – alle drei Psychoanalytiker – zum Fliegenfischen an einen steirischen Gebirgsfluss auf. Für Julian, Robert und Mesmer soll es ein entspannter Tag werden – unter Männern, fernab vom Berufs- und Familienalltag, in der wilden Einsamkeit der Gebirgswelt. Man(n) kommt dabei ins Reden und Sinnieren und fachsimpelt über Frauen, Freunde und Fische. Doch die Harmonie trägt. Eifersucht, Neid und Wut blitzen in der scheinbaren Idylle auf. Die Situation eskaliert, als Julian einen absoluten Prachtfisch fängt . . .

*Paulus Hochgatterer*, 1961 im niederösterreichischen Amstetten geboren, studierte Medizin und Psychologie. Er lebt als Kinderpsychiater und Schriftsteller in Wien. Für sein literarisches Schaffen erhielt er zahlreiche Auszeichnungen, darunter den Deutschen Krimipreis 2007 für seinen Roman ›Die Süße des Lebens‹ (2006). Zuletzt erschien der Roman ›Das Matratzenhaus‹ (2009).

Paulus Hochgatterer

Eine kurze Geschichte  
vom Fliegenfischen

Erzählung

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Paulus Hochgatterer  
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:  
Wildwasser (21151)  
Die Süße des Lebens (21094)

Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
finden Sie auf unserer Website  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)

Ungekürzte Ausgabe 2008  
2. Auflage 2010  
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
Lizenzausgabe mit Genehmigung des Paul Zsolnay Verlags  
© 2003 Deuticke im Paul Zsolnay Verlag, Wien  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlaggestaltung: Kathrin Hörmann  
unter Verwendung eines Fotos von mauritius images  
Satz: Eva Kaltenbrunner-Dorfinger  
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21072-0

*Für Stefan und Christian,  
die damals mit mir dort waren.*



*Er breitete die Arme aus,  
einen Meter Länge dazwischen.  
»Ich sage dir, so groß war das Ding.«*

COLUMN McCANN: GESANG DER KOJOTEN

*Ich wollt,  
ich wär ein Fisch.*

J. W. v. GOETHE



## eins

Als wir uns treffen, wissen wir nichts von dem, was an diesem Tag passieren soll, weder von der Sache mit dem World Trade Center noch davon, dass Julian in den Bärenklau fallen wird und dann in den Fluss. Das Wetter ist anders, als wir es uns vorgestellt haben, das wissen wir.

Ich gehe nach vorne zum Parkplatz und tue so, als sei es am Morgen das einzig Angemessene, im Nieselregen zu einem Parkplatz zu gehen. Ein Tannenhäher bohrt seinen Schnabel in die Böschung, die hinter den Wacholderbüschen ansteigt. Die fetten Eichhörnchen, die hier sonst den Besuchern um die Beine laufen, hocken im Geäst der Kiefern und rühren sich nicht. Die Oberfläche des asphaltierten Zugangsweges glänzt feucht. Vor den Mülltonnen steigen zwei Saatkrähen herum und starren mich an.

Keiner kann schlüssig erklären, warum wir das Auto des Iren nehmen. Vermutlich hat es damit zu

tun, dass diesem ockerfarbenen Passat nichts mehr etwas anhaben kann, Regen nicht, Hagel nicht, Dreck schon gar nicht. Julian und der Ire stehen neben dem Auto, Julian in seiner dunkelroten Goretex-Jacke, der Ire in einem dicken, karierten Holzfällerhemd, braun mit viel Lila. »Freust du dich?«, fragt Julian. »Ja«, sage ich, »darüber, dass ich hier weggomm und darüber, dass wir bei diesem Wetter unter Garantie die Einzigen sein werden.« »Da wäre ich nicht so sicher«, sagt Julian. Er ist jemand, der sich ständig bedroht fühlt.

Ich hole das Zeug aus dem Kofferraum meines Wagens, die Wathose, die Rute, die Klappschatulle, den handgestrickten blauen Pullover, das Gilet. »Du mit deiner Rute«, sagt Julian und lacht säuerlich. Lea hat mir, völlig gegen meine Erwartung, zu Weihnachten eine kanadische Einhandrute geschenkt, leicht und schnell, ein ziemliches Wunderding. Julian passt das nicht. Er ist leider auch sparsam, seit er in Karenz gegangen ist. »Ja, ich mit meiner Rute«, sage ich, »ich werde es euch schon zeigen.« Der Ire lacht dreckig. Nur Psychoanalytiker können auf diese Weise dreckig lachen. »Wer fährt?«, frage ich. »Mit diesem Auto niemand außer mir«, sagt der Ire. Wir sind zufrieden. »Wer hat die Verpflegung?«, frage ich. »Bier, Bauernbrot und

Kärntner Hauswürste«, sagt Julian. »Du darfst vorne sitzen«, sage ich zu ihm. Er freut sich. Dabei ist er einen halben Kopf kleiner als ich, von der Länge seiner Beine ganz zu schweigen.

Der Schranken an der Ausfahrt ist offen. »Habt ihr beim Hereinkommen gesehen, welcher Portier Dienst hat?«, frage ich. »Frankie Boy«, sagt der Ire. Es ist zwar schon einige Jahre her, dass der Ire hier im Haus gearbeitet hat, aber Frankie Boy kennt er immer noch.

»War er besoffen?«

»Wann ist Frankie Boy nicht besoffen?«

»Das heißt, ihr habt nicht darauf geachtet.«

»Stimmt.«

Es ist blöd, aber ich bin sauer, weil die beiden nicht darauf geachtet haben. Wenn Leute wie Frankie Boy um halb neun Uhr früh besoffen sind, ist die Welt in Ordnung. »Warst du um halb neun Uhr früh schon jemals besoffen?«, frage ich Julian. Er tut, als würde er nachdenken, dann schüttelt er den Kopf. »Ich glaube nicht«, sagt er.

»Warst du es überhaupt schon einmal?«

»Frag nicht so blöd!«

Ich wette, er war es noch nie. Und ich wette, er hat nur für den Iren und mich Bier dabei und für sich selbst eine Flasche Frucade.

Ich erzähle, wie der Primarius jener Abteilung, an der ich meine Interne gemacht habe, mitten am Vormittag die Visite unterbrochen hat, um einen Kognak zu trinken, und ich erzähle, wie er jedes Mal einen der Assistenzärzte gezwungen hat mitzutrinken. »Die armen Patienten«, sagt Julian. »Er war trotzdem ein guter Internist«, sage ich. Ob Frankie Boy ein guter Portier ist, weiß ich nicht.

Wir fahren in Richtung Süden, aus der Stadt hinaus. Breitenfurter Straße, Brunner Straße, Autohäuser, Firmen, die zum Beispiel Metallprofile herstellen, Wohnhausanlagen mit Quadratkilometern vorgesetzter Glasfassade, Tankstellen, eine nach der anderen. »Könnt ihr euch vorstellen, dass jemand, der hier wohnt, Fliegenfischen geht?«, fragt der Ire. Wieder so eine Psychoanalytiker-Frage. »Nein«, sagt Julian schließlich, »die gehen alle auf Karpfen. Kneten stundenlang diesen stinkenden gelben Teig und gehen dann an irgendeinen Schotterteich auf Karpfen.« Der Ire murmelt etwas von ›krank im Kopf‹ und ich stelle mir vor, wie die Typen, die hier wohnen, in der Morgendämmerung auf ihre Balkone hinaustreten und die Angel auswerfen.

Der Radius der Kurve, die uns auf die Autobahn hinaufführt, verengt sich. Der Ire flucht, als das

Heck des Passat kurz weggeht. »Reifenprofil null komma nix«, kommentiert Julian. Der Ire sagt nichts. Ich habe den Kragen seines Holzfällershemdes im Blick. Braun mit Lila, aberwitzig. Der Ire legt keinen besonderen Wert auf Kleidung, sie muss nur zum Wetter passen. »In dem Land, aus dem ich komme, ist das so«, sagt er, was natürlich ein schwaches Argument ist, denn abgesehen von einer vermutlich erfundenen Großmutter mütterlicherseits aus Galway und einer gewissen Neigung, anfallsweise größere Mengen des zwölfjährigen Bushmills zu trinken, gibt es da keinen realen Bezug zu Irland. Vielleicht noch den roten Vollbart, aber der ist ein noch schwächeres Argument. Der Ire heißt jedenfalls seit hundert Jahren der Ire und in Wahrheit weiß keiner mehr, warum. Manche nennen ihn O’Nally oder Keane oder Bloom, sofern sie was gelesen haben. Ich sage am liebsten Paddy zu ihm, was auch nicht besonders originell ist. Offiziell heißt der Ire Robert Bauer. Das stehe auch in seinem Taufschein, behauptet er. Er ist zwei Meter und einen Zentimeter groß. Das kann man nachmessen.

Ein dunkelblauer BMW überholt uns. »Winkst du ihm gar nicht?«, fragt der Ire. Julian kapiert nichts. »Wieso sollte ich?« »Vergiss es«, sagt der Ire.

Er verzichtet auf seinen Standardkurs über die identitätsstiftende Wirkung von Motorrädern und hinterradangetriebenen Kraftfahrzeugen im Allgemeinen. Außerdem ist Julians Dreier-BMW auch schon ein relativ altes Gefährt, dem zum Beispiel die Verkleidung aus der Beifahrertür fällt; aber das darf man ihm nicht sagen.

Möbelhäuser, eine Zeitungsdruckerei, zwei riesige Windräder. »Die passen in Wahrheit nicht hierher«, sagt Julian, »man ist natürlich für diese ganze alternative Stromerzeugung, aber in Wahrheit passt das nicht zu uns.« Er erzählt von Schleswig-Holstein, wo er sich im Grunde ständig aufhält, weil dauernd jugendpsychiatrische Kongresse in Schleswig-Holstein stattfinden, ›Hyperkinetische Störbilder und Delinquenz‹ zum Beispiel oder ›Neue Trends im Suchtmittelkonsum von Untersechzehnjährigen‹. Er erzählt von dieser endlos ebenen Landschaft und dass dorthin diese Windkraftwerke natürlich perfekt passen. »In Hundertschaften wachsen sie aus dem Boden«, sagt er, »in manchen Gegenden steht bis zum Horizont ein solches Ding neben dem anderen.« Dass Julian ›Hundertschaften‹ und ›Horizont‹ sagt und einen BMW fährt, passt irgendwie nicht zusammen. »Die Mengen von Windkraftwerken und Neonazis ver-

halten sich immer direkt proportional zueinander«, sagt der Ire, »– dritter Hauptsatz.«

»Wovon?«, frage ich.

»Was heißt: wovon?«

»Dritter Hauptsatz wovon? Der Wärmelehre?«

»Einfach dritter Hauptsatz.«

Julian wird unruhig. »Heute bitte keine Politik«, sagt er.

»Was sind die anderen Hauptsätze?«, frage ich. Der Ire schiebt eine Kassette in den Rekorder. »Der erste Schluck Frühstückskaffee beweist die Realität deiner Existenz stärker als der Anblick deiner Mutter«, sagt der Ire, »– erster Hauptsatz.« Ich denke, das ist banal. »Könnt ihr bitte mit diesem Hauptsatzscheiß aufhören«, sagt Julian. Ständig sagt er bitte. Es kracht erst aus den Lautsprechern, dann kommen Gesumme, Klavier und Mozart. Ich kenne diese Aufnahme. Der Ire spielt sie immer, wenn er jemanden im Auto mitnimmt. Chick Corea und Bobby McFerrin. Das soll fröhlich machen, sagt er manchmal.

Die Südautobahn ist relativ wenig befahren. Der Ire nimmt die mittlere Spur und steht schwer auf dem Gaspedal. Dabei hat er einen verbissenen Ausdruck im Gesicht. Knapp hundertvierzig, mehr gibt der Passat nicht her. »Erstens keine Hauptsätze,

zweitens keine Politik«, sage ich, »– worüber dürfen wir reden?« – »Erzähl mir was von Japin«, sagt Julian.

Japin ist die eigentliche Ursache von Julians Karenzierung, eine frettchenartige Person, die es auf undurchsichtige Weise geschafft hat, sich Derbolav, unseren Chef, gefügig zu machen. Manche behaupten, er fälscht ihm irgendwelche Statistiken, andere, er tut es mit Hilfe schmutziger Psychotricks. Überhaupt entzweit der Typ die Kollegenschaft. Martina Beyer zum Beispiel, die Sozialarbeiterin auf meiner Station, ist der Ansicht, erst durch einen Psychopathen werde ein Team richtig stabil. Manchmal denke ich, sie hat etwas laufen mit ihm, irgendeine ›Darf ich in deine Ferse beißen?‹-Nummer oder so in der Art. Jedenfalls glänzen ihre Augen, wenn er am Telefon seine Standardvorstellung gibt: ›Japin, wie Schaljapin, nur ohne Schal, und singen kann ich auch nicht.‹ Dabei hat er nichts mit Russland am Hut und seine Familie lebt schon seit tausend Jahren in Österreich.

»Was willst du hören?«, frage ich Julian.

»Was tut er? Wen beseitigt er gerade, jetzt, wo ich weg bin?«

»Er tut, was er immer tut: nichts. Er schraubt sich um die Nachtdienste, ist die halbe Zeit entweder

auf Sonderurlaub oder mit dem Chef unterwegs, schwingt ansonsten große Reden und zitiert dabei immer aus denselben Artikeln.«

»Die biologischen Grundlagen von Persönlichkeitsstörungen.«

»Exakt.«

»Und sonst?«

»Nix sonst. Wenn er nicht genügend Aufmerksamkeit kriegt, wird er krank. Wie immer.«

Julian seufzt. Manche Menschen beziehen ihre Sicherheit vorwiegend aus dem Gleichbleiben ihres Elends.

»Und er trägt immer noch diese rotbraunen Golfschuhe mit den hellen Schnürbändern«, sage ich. Julian hasst diese Schuhe. Und er hasst Golf. Alle Fliegenfischer hassen Golf.

Japin tut so, als treibe er sich ständig auf irgendwelchen Greens herum. Er wirft mit ›Handicaps‹ und ›Bogeys‹ und ›Birdies‹ nur so um sich und behauptet, er habe zu Hause in seiner Bibliothek eine Vitrine, in der er von jedem Turnier, das er spiele, einen Ball aufbewahre. Ich kenne keinen, der in Japins Bibliothek war, und ich kenne keinen, der jemals mit ihm Golf gespielt hat.

Ein schmaler blassgelber Streifen zieht sich von Südosten schräg über den Himmel.

»Hoffnung«, sage ich. »Aha«, sagt der Ire, »inwiefern?«

»Wettermäßig.«

»Ist das die Schlafentzugseuphorie nach dem Nachtdienst?«, fragt Julian. »Vielleicht«, sage ich, »ein Maniker ist gekommen.« Der Ire dreht die Lautstärke zurück und wechselt auf die rechte Spur.

Der Nachtdienst habe sich anfangs gar nicht so schlecht angelassen, erzähle ich. Auf beiden Stationen sei es ruhig gewesen, nur die weinerliche Hutgeschäftsbesitzerin auf Subakut habe wieder einmal eine Reihe fremder Männer auf dem Fensterbrett sitzen gehabt. Sie habe daher schon um halb sieben ihr Schlafmittel bekommen. Wir seien dann Beine hoch im Schwesternzimmer gesessen und hätten von unseren Sommerurlauben erzählt. Um halb zwölf habe Laura die Ravioli ins kochende Wasser gekippt und sei aus ihrer Weste geschlüpft. »Manchmal soll man so etwas nicht tun«, sage ich. »Was?«, fragt Julian. »Aus Westen schlüpfen«, sage ich.

Zunächst sei eben dieser Maniker eingeritten, mit Sohn, Schwiegertochter, Ehefrau und einer Aufstellung all jener Dinge, die der Mann während der letzten Wochen gekauft habe. Elf Paar handangemessene Schuhe, zwei Hunde, und zwar

einen Chow-Chow und irgendeinen absurd seltenen mittelenglischen Terrier, einen Chronographen von Vacheron-Constantin und ein sechs- undneunzigteiliges, schwer versilbertes Essbesteck von Robbe & Berking. Zwanzig Minuten später sei auch diese dünne blonde Frau in der Tür gestanden, die sich mit einer Rasierklinge Unterarme und Kopfhaut aufgesäbelt gehabt habe. Polizeibegleitung, amtsärztliche Einweisung, das übliche Theater. Als Draufgabe eine völlig überschminkte Jugendamtssozialarbeiterin, die nicht gewusst habe, was sie mit der dreijährigen Tochter der Frau tun solle. Die halbe Station sei wieder wach gewesen. Björn, der junge Zwängler, habe angesichts des Blutbades einen Anfall akuter AIDS- und Hepatitis-Phobie erlitten und die Ravioli seien um zehn vor drei schließlich endgültig zu vergessen gewesen. »Laura hat eine Ausstrahlung gehabt wie ein Distelfeld«, erzähle ich, »und ich bin in meinem Dienstbett gelegen und habe Löcher in die Finsternis gestarrt.«

»Laura«, sagt Julian. »Ja, Laura«, sage ich und denke, das Einzige, das ihn interessiert, ist, ob ich mit ihr schlafe oder nicht. Andererseits würde Julian das niemals fragen, bestenfalls etwas wie: »Na, du kennst sie ja ziemlich gut«, und ich würde

darauf sagen: »Kommt drauf an«, und er würde augenblicklich Angst bekommen, seine Frau könne ihn verlassen. »Was fragst du dich gerade?«, frage ich den Ire. Der Ire sagt: »Ob du mit ihr schläfst, natürlich«, und dreht die Lautstärke hoch, denn es hat soeben der zweite Satz des Viersechshundsechziger-Konzertes begonnen, und bei dem muss er immer mitsingen. Eine sentimentale Jugenderinnerung, behauptet er. Julian wendet sich halb um. »Na und?«, fragt er. »Was na und?«, frage ich zurück.

»Tust du's?«

Wenn ich platt wie irgendwas aus dem Nachtdienst komme, ertrage ich diese katholische Form des Voyeurismus ganz besonders nicht. »Na sicher tu ich's«, sage ich. Er ist still. Julian hat eine kleine, rundliche Frau, die in regelmäßigen Abständen Kartoffelpüree mit ligurischen Oliven kocht, sensationelles Kartoffelpüree mit sensationellen Oliven, von denen sie unerschöpfliche Vorräte zu besitzen scheint. Am Schluss streut sie eine Spur Rosmarin oben drauf, mit dem Wiegemesser ganz fein gehackt. Julian liebt seine Frau, daran besteht gar kein Zweifel, und doch beschleicht einen immer wieder ein kleines Unbehagen. Manchmal denke ich, er wird sie eines Tages verlassen, weil ihm die Vorstellung, sie könne ihn langweilig finden, unerträglich